

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 31 (1890)

Artikel: Die Geschichte vom Brandner-Kasper
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gionsübung — war diese Zusicherung kein Wort? Und als nachher zwischen Bern und dem neuen Kantonthelle ein Separatvertrag, die Vereinigungsurkunde, abgeschlossen wurde, dahin gehend, daß der Diözesanbischof und die kath. Pfarrer ohne Hinderniß ihre Amtspflichten erfüllen dürften — war das kein Wort?

Und als im Jahre 1846 die Gewährleistungen der römisch-katholischen Religion selbst in die Berner-Verfassung aufgenommen wurde — war das kein Wort?

Und doch, wie ist der hochselige Bischof von

Basel, Eugenius Bachat, wie die Geislichkeit und die 65,000 Katholiken des Jura im Jahre 1873 behandelt worden?

Der Kalendermann will von Anderem schweigen! Mit großen Herren ist nicht gut „Chriesi“ essen. Nur Eines sei gesagt: die Freiheit und Unabhängigkeit, worauf wir Schweizer mit Recht so stolz sind, stützen sich wahrlich nicht auf die gehobene Stimmung bei Fahnenweihen oder Schützenfesten, auch nicht auf 100,000 Bajonette, sondern auf Manneswort, Treue, Wahrheit und Recht.

Die Geschichte vom Brandner-Kasper.

er Brandner-Kasper war seines Zeichens ein Schlosser und bewohnte ein kleines Häuschen weit droben im Gebirge. Früher hat er in der Stadt gehaust, aber das Stadtleben hatte ihm nicht zugesagt und so war er weiter gezogen und hatte ein kleines Berggütchen gekauft. Da wohnte nun der Kasper mit seinem Weibe, sie hat Therese geheißten und mit seinen zwei Buben, dem Toni und dem Jörg; die wurden aber schon früh Soldaten und dienten in holländischen Diensten. Der Kasper ist ein gar fleißiger braver Mann gewesen und lustig und kuraschirt. Gefürchtet hat ihm vor gar nichts. Einen großen Metzgerhund, der ein armes Meiteli über den Haufen geworfen, hat er, mir nichts dir nichts gepackt und so an eine Mauer hingeworfen, daß er nicht mehr aufgestanden ist. Wenn einer mit ihm Handel anfangt, so hat er ihm gehörig heimgezünd't und die G'lust zum Streiten gründlich vertrieben. Neben seiner Schlosserarbeit verstand er auch das Büchsenmachen, manche Flinte und manchen Stuzer hat er gefrischt und zusammengerichtet, besser als ein Büchsenmacher in der Stadt. Dafür war auch das Jagen und Schießen seine größte Freude und sein allerliebstes Vergnügen.

Wie er alt geworden, da ist ihm seine Therese gestorben und das hat ihm recht weh gethan, denn sie war ein gutes, braves Weib gewesen; der Kasper lebte jetzt mutterseelenallein. Noch in seinem fünfundsiebenzigsten Jahr fehlte ihm nichts an seiner Gesundheit und er jagte und schoß wie ein Fünfziger.

Da sitzt einmal der Kasper daheim und reparirt etwas an seiner Flinte. — Jetzt klopft es an die Thüre. Der Kasper denkt, da muß jemand draußen sein, denn 's Klopfen ist bei ihm nicht Brauch gewesen und er ruft daher: „Nur herein!“ Da kommt ein miserabel elendes Männlein zum Vorschein, dürr wie ein Hagsteden, bleich und hohläugig, ein abscheulicher Kerl. —

Der Kasper sagt: „Was gibts, was willst?“ Da sagt der andere: „Kasper, ich bin der Tod und habe dich fragen wollen, ob du etwa mit mir gehen wollest?“ „So? der Tod bist du? Mein Freundchen, ich mag nicht mitgehen, es gefällt mir noch ganz gut auf der Welt.“

„Denkt hab' ich mir's,“ sagt der Tod, „aber holen muß ich dich doch einmal, was meinst, etwa im Frühjahr?“

„Warum nicht gar im Frühjahr, wo die Bäume blühen und die Vögel so schön singen, nein, da mag ich nicht.“

„Oder im Sommer?“

„Nichts Sommer, da geh' ich z'Alp, und es ist mir zu heiß im Sommer!“

„Oder im Herbst?“

„Ja, was denkst denn auch, im Herbst? Da geht die Jagd auf Fuchs und Hasen und Gamsen auf, da muß ich dabei sein.“

„Nun, also im Winter?“

„Da mag ich auch nicht. Den Füchsen aufpassen und die Marder ausgraben, das ist meine besondere Freude und im Winter ist's mir zu kalt.“

„Ja, willst du denn ewig leben? das geht nicht, Kasper.“

„Tod, ich will dir etwas sagen. Mein Vater selig ist neunzig Jahre alt worden, und so alt will ich auch werden. Nachher kannst mich abholen. Aber ich glaub, es ist gscheidter als das viele Reden, wir trinken zusammen ein Gläslein „Chriesiwasser“, ich habe noch recht altes. Du schaust so elend aus und miserabel, daß dir ein Gläschen grad gut thun wird und ein paar dürre Birnen hab' ich auch noch dazu.“

Mit diesen Worten geht der Kasper zum Wandschrank und holt eine Flasche heraus und zwei Gläschen und ein paar „Birenschnitz“. Dem Tod ist so etwas noch nie passiert, er setzt sich an den Tisch und probirt das „Chriesiwasser“. Das hat ihm prächtig g'schmeckt und die dürren Birnen auch, und so trinken die Zwei miteinander (der Kasper hat fleißig eingekauft) und der Tod ist nach und nach ganz fidel geworden, hat aber in einem fort etwas von den neunzig Jahren abhandeln wollen. Da sagt der Kasper: „Weißt was, wir wollen drum spielen, paß auf!“ Er geht wieder an den Schrank, drin liegt ein Karten und der Schellenunter just obendrauf. G'schwind schiebt jetzt Kasper den Schellenunter in den Rockärmel und legt dann das Karten auf den Tisch.

„Jetzt heb ein Häufchen ab, Tod,“ sagte er, „das da gehört dir und das andere mir. Wenn jetzt in deinem Häufchen der Schellenunter steckt, so gehe ich mit dir, wann du willst, wenn aber ich den Schellenunter in meinem Häufchen hab', dann darfst du mir nicht mehr kommen, bis ich neunzig Jahre alt bin.“

Der Tod, der schon ein Bißchen Del am Hut gehabt hat, hat gelacht und hebt den größern Theil der Karten ab und sagt: „Meinetwegen, es gilt.“ Er hat bei sich dacht, wenn ich den größern Theil Karten habe, dann wird wohl der Schellenunter dabei sein. Wie er jetzt die Karten ansieht und erliest, steckt heimlich der Kasper den Schellenunter in sein Häufchen hinein und wie der Tod mit dem Anschauen fertig ist, da breitet der andere vor ihm seine Karten aus und richtig der Schellenunter ist dabei. „Verfluchte Geschichte,“ brummt der Tod, aber der Kasper lacht und sagt: „Trink noch ein Gläschen und die Neunziger sollen leben!“

„Ich kann nichts machen,“ sagt der Tod, „aber vielleicht reut dich dein Glück noch einmal, und wenn's so ist, dann darfst mir nur rufen, ich bin gleich da.“

„Damit pressirt's nicht,“ meint der Kasper und wie der Tod endlich gegangen ist, da hat er ihm noch nachgerrufen, er solle hübsch aufpassen, daß er nicht in den Bach hineinfalle — und er ist mit dem Besuch ganz gut zufrieden gewesen.

* * *

Bald kamen schlimme Zeiten für den guten Kasper, neue Forst- und Jagdgesetze verleideten ihm sein Hauptvergnügen, das Jagen und aus der Fremde traf die Nachricht ein, seine beiden Söhne seien in Batavia gefallen. Das hat dem alten Vater weh gethan, schrecklich weh und wenn er auch nicht gleich verzagte, so hat ihm doch die Welt nicht mehr recht gefallen. Oft hat er an den Tod gedacht und was dieser gesagt hatte vom „rufen“, aber gerufen hat er ihm doch nicht.

Da kam ein ganz unerwartetes Ereigniß dazwischen. Eine Bauerntochter ist auf der Alp droben von einem wilden Stier g'stochen worden und gleich drauf g'storben. Während nun die Leute um sie weinten und jammerten, da ist das Mädchen ganz frisch und wohl auf an der Himmelspforte gestanden und hat gar nicht gewußt, wie es da hinaufgekommen war.

Der Pförtner, der hl. Petrus, hat das gleich gesehen und hat das kleine Pförtchen neben dem großen Thor aufgemacht. Das Mädchen ist ordentlich erschrocken, wie es den Heiligen gesehen hat, war aber bald wieder gefaßt, als Petrus es freundlich anredete. „Grüß dich Gott,“ sagt er; und weil's ein gutes, braves Meitschi war, so hat er gedacht, das täuge ganz gut zu einem schönen Engel. —

„Wo bin ich denn?“ fragt ganz erschrocken das Meitschi. „Im Himmel bist,“ sagt der heilige Petrus, „und ich will dich gleich in's Paradies hineinlassen, aber zuerst sag' mir, wo kommst du her?“

Das Mädchen nennt seine Heimath und seinen Vater. „Ja, dann kennst du auch den Brandner-Kasper?“ forscht St. Petrus weiter.

„Ihr meint den alten Kasper, wer sollte den nicht kennen! Er kehrt oft in unserer Hütte ein, wenn er auf die Jagd geht.“

„Ei, geht der noch auf die Jagd, der muß schon gegen achtzig sein?“

„Den Flüßsen paßt er schon noch auf, aber mit dem eigentlichen Jagen geht's freilich nicht mehr recht, sonst ist er noch ganz gut z'weg.“

„So, so! Der sollte schon lange da oben sein, ich warte alle Tage auf ihn.“

„Da dürft ihr schon noch eine Weile warten,“ sagte das Meitschi, „wenn's wahr ist, was man von ihm erzählt.“

„Nun, was erzählt man von ihm?“

„Die Leute sagen halt, ich glaub's aber nicht, der Rasper habe mit dem Tod g'spielt und der habe es verspielt und dürfe ihn vor seinem neunzigsten Jahr nicht holen. Der Rasper ist ein Spaßvogel und hat wahrscheinlich damit einem einen Bären aufgebunden.“

„Wer weiß, wer weiß,“ sagt Petrus, „da könnt doch etwas d'ran sein, da muß ich aufpassen. — Aber Meitschi, jetzt geh dahinein, ich schicke dir gleich einen Engel nach, der dich weiter führt. Du hast brav und fromm gelebt auf der Welt, schau, deswegen bist jetzt auch in den Himmel gekommen.“ Das Meitschi hat schier briegget vor Freud' und dem St. Petrus die Schmutzhand gegeben und ist in den Himmel hineingegangen, wohin es St. Petrus gewiesen hatte. Der heilige Petrus aber schreibt sofort eine Citation an den Tod und schickt sie ihm.

* * *

Den andern Tag in aller Frühe ist der Tod dahergekommen, ganz unterthänig und demüthig, was sonst nicht immer seine Gewohnheit war.

„Ihr habt mich rufen lassen, Herr Pförtner,“ sagte er, „soll ich euch etwas besorgen?“

St. Petrus schaut ihn eine Weile ernsthaft an, dann begehrt er auf: „Tod, was muß ich von dir hören? Du führst dich hübsch auf, spielst mit dem Brandner-Rasper ums Leben und verlierst es noch. Was sind das für Dummheiten, wie kannst du so etwas anfangen?!“

„Ja hört,“ erwidert der Tod und kratzt an seinem kahlen Schädel, „ich weiß ja wohl, daß der Rasper da hinauf kommen soll. Weil aber schon so viele gute Leute da oben sind, so habe ich gedacht, es mache nichts aus, wenn er schon ein Bischen später komme.“

„Aber an das hast nicht gedacht, gelt, daß es in deiner Buchhaltung nicht stimmt, so bald Einer heraufkommen kann, wann er will. Der Rasper ist auf achtzig eingeschrieben, das ist alt genug. Jetzt ist er schon drüber hinaus und du gibst ihm sogar neunzig!“

Der Tod hat etwas einwenden wollen, aber St. Petrus hat ihn abgebligt: „Halt dein Maul! Jetzt gehst gleich hinunter und bringst den Rasper

herauf oder ich jag' dich aus dem Dienst. Verstanden?“ —

Jetzt getraute sich der arme Tod nichts mehr zu sagen. Er hat sich ganz hübscheli davon gestrichen. Die Geschichte hat ihn gewaltig verdrossen. Mein Wort habe ich dem Rasper gegeben für die neunzig Jahre, hat er gedacht, und jetzt soll ich es nicht halten. So mag mich kein Mensch mehr auf der Welt und wenn's auskommt, daß ich dem Rasper nicht Wort gehalten, so darf ich mich nicht mehr sehen lassen. Jetzt hat er drüber hin und her gedacht, wie er sich aus der Schlinge ziehen könne. Der Tod ist immer ein pfiffiger Bursche gewesen und da ist ihm richtig etwas eingefallen. Das probirt, hat er bei sich gedacht, du spannst dein Wägelchen an und fährst direkt zum Rasper. Der Rasper hat grad sein Pfeiflein geraucht und den Wochenbericht gelesen und wie der andere hereinkommt, da hat er seinen Nasenspiegel weggelegt und geschaut, wer's sei. Den Tod hat er aber bald erkannt, der ist noch immer so schindel-dürr gewesen und der nämliche elende Tropf, wie das erste Mal, als er ihn gesehen hatte.

„Ja, was willst denn du?“ sagte der Rasper, ich habe dich nicht gerufen und was ausgemacht worden ist, wirst wissen, oder willst ein schlechter Kerl sein?“

„Nichts, nichts, das fällt mir gar nicht ein. Ich weiß, daß du noch neun Jahr z'gut hast, das fehlt sich nicht. Ich habe grad da drüben in der Nachbarschaft ein kleines Geschäft gehabt, da habe ich dich im Vorbeigehen besuchen und sehen wollen, was du treibest. Und weil ich mein Wägelchen da habe und auf einen Platz fahren muß, wo man gar hübsch in's Paradies hineinschauen kann, so ist mir eingefallen, ich wolle dich fragen, ob Lust habest, mitzufahren.“

„Nein, nein, ich bedanke mich schön,“ meinte der Rasper, „ich bin nicht so neugierig, wie du meinst, und bleib lieber daheim, wo ich alles kenne, als an einem fremden Ort, wo ich nicht weiß, wie's aussieht.“ —

„Ja,“ sagt der Tod, „du meinst am End, du müssest dort bleiben, wo ich dich hinführe. Von dem ist keine Rede. Es ist nur eine Spazierfahrt und in einem Stündchen sind wir wieder da, denn mein Rößlein läuft aparti gut.“

„Und da kann man wirklich in's Paradies hineinschauen?“

„Ja, versteht sich, wenn ich es sage.“

„Und in einem Stündchen sind wir wieder da?“

„Wenn du dich dort nicht lange aufhalten willst, das kommt auf dich an, so sind wir in einem Stündchen wieder da, so wahr ich Tod heiße.“

Jetzt hat den Rasper doch der Wunderfiz gestochen. Es gelustete ihn, mitzufahren und ein wenig in's Paradies hineinzugucken, von dem er schon so viel gehört hatte. Jetzt geht er über seinen Wandschrank und holt dort das „Chriesiwasser“ und schenkt zwei Gläschen ein.

„Meinetwegen,“ sagte er, „Tod, ich fahre mit. Du aber bringst mich wieder hierher. — Da trink, denn es ist heut kühl draußen.“ —

Die Beiden stoßen an und trinken und dann sind sie gegangen. Draußen stand ein schwarzes Wägelein, das schaute akurat aus wie ein Todtenbaum, es war ein Choli angespannt. Sie stiegen ein, der Tod klappte mit der Peitsche und rief „hü“. Und vorwärts gings im Galopp, so daß der Rasper mit beiden Händen den Hut festhalten mußte und fast nicht mehr schnaufen konnte. Wie's Donnerwetter rannten sie dahin und auf einmal ist's stockfinster geworden und die Blitze sind herumgefahren unter ihnen und ob ihnen und neben ihnen und hinter ihnen. Jetzt hat's angefangen zu donnern und zu krachen, daß es dem Rasper eiskalt über den Rücken lief und er anfang zu schreien: „Was ist das? Kehr um, kehre um!“

Da hat ihm der Tod in's Ohr hineingerufen:

„Hier heißt man es zu den schwarzen Wolken. Da sind die Donnerwetter daheim, wir sind aber gleich vorbei, fürchte dich nicht.“

Und richtig, es fing bald wieder an zu hellen und sie kamen vor ein großes, großes Schloß im herrlichsten Sonnenschein. In das Schloß führte ein prächtiges goldenes Thor. Der Tod läutete an einem Nebenthürchen und da kam gleich St. Petrus heraus.

„Nun Rasper,“ sagte er, „bist endlich auch einmal da. Geh' nur gleich hinein, ich will

dir das Paradies zeigen, du wirst deine Freude dran haben.“

Mit diesen Worten ergreift er den Rasper bei der Hand und führt ihn hinein, der Tod aber hat draußen bleiben müssen. Jetzt stehen die Beiden in einem weiten Saal mit durchsichtigen Wänden, wie von geschliffenem Spiegelglas. Da hat man weit, weit hinausgesehen in einen herrlichen Garten mit den schönsten Blumen in allen Farben, mit großen Bäumen voll Aepfel und Birnen, Zwetschgen und Chriesi, 's war eine Pracht. Der Rasper hat nicht reden können vor lauter Verwunderung. In dem Garten sind die schönsten Engelein herumspazirt, mit silbernen Flügeln und mit goldenen Kränzchen im Haar und bei ihnen waren viele, viele Leute. Auf einmal springen zwei junge Burschen daher, jauchzen und rufen: „Grüß Gott, Vater, grüß Gott!“ Da erkennt der Rasper seine zwei Söhne, den Toni und den Jörg. Er ruft: „Ach Gott, meine Buben“ und fällt ihnen um den Hals. Da kommt auch seine liebe Therese daher und Raspers Vater und Mutter und ein ganzer Haufen von Vettern und Basen. Das ist eine Freude und ein Jubel, der Rasper wird schier erdrückt von all dem Bewillkommen und Begrüßen und St. Petrus, der zuschaut, wischt sich ganz gerührt die Augen. Da fliegt auf einmal durch all das Gewimmel hindurch ein kleines Engelein und sagt dem Rasper in's Ohr: „Rasper, der Tod läßt euch sagen, er fahre jetzt wieder ab, ob ihr mitfahren wollt?“

„Nein, lieb's Büblein,“ erwiedert der Rasper, „sag ihm, er solle nur allein fahren. Ich bleibe da und will von der Welt drunten nichts mehr wissen. Dem lieben Gott sei's tausendmal gedankt, daß er mir die große Gnade verliehen hat, hierherzukommen.“

Das ist die Geschichte vom Brandner-Rasper. Lebe fromm und brav und du brauchst den Tod nicht zu fürchten. Hange nicht am Irdischen, denn der Himmel ist tausendmal mehr werth, als alles, was du dir auf Erden wünschen kannst. —

